

# Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werthfähigen Bevölkerung.

Veranstalter Nr. 924

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“.

Veranstalter Nr. 926

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich abends (außer an Sonn- und Festtagen) mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, Johannstraße Nr. 50/52, und die Post zu beziehen. — Preis vierteljährlich Nr. 1.60. Monatlich 55 Pf. — Postzeitungsliste Nr. 4069 a, sechster Nachtrag.

Die Anzeigengebühr beträgt für die viergespaltene Zeile oder deren Raum 15 Pf., für Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungs-Anzeigen nur 10 Pf. auswärtige Anzeigen 20 Pf. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, spätere tags vorher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 3

Freitag, den 5. Januar 1906.

13. Jahrg.

Wieder eine Beilage.

## Die große Gelele.

In der vorletzten Nummer der „Neuen Welt“ finden wir folgenden Leitartikel:

„Dem gegenüber erkläre ich hier als verantwortlicher Leiter der deutschen Politik: Es ist unwar, daß wir uns England gegenüber jemals mit aggressiven Plänen getragen hätten. Es ist unwar, daß wir jemals im Begriff gestanden hätten, England den Krieg zu erklären. Es ist unwar, daß wir im vergangenen Winter unsere Flotte gegen England mobil gemacht hätten. Es ist unwar, daß wir England gereizt oder provoziert hätten.“ So sprach der Reichskanzler am 14. d. Mts. im Reichstag, nach dem amtlichen stenographischen Bericht, und man wird es zu seinen patriotischen Verdiensten rechnen müssen, daß er sich die Entfugung auferlegt hat, so zu sprechen. Denn leicht kann ihm dies Verkenntnis seiner völligen Unschuld nicht geworden sein, nach dem heisenden Hohn und Spott, womit die englische Presse die Thronrede und die ersten Reden Bülow's in der Staatsdebatte überschüttet hatte.

Er selbst hatte augenscheinlich auch eine peinliche Empfindung, denn sonst wäre er schwerlich auf den schnurrigen Einfall geraten, das Gekränktheit seiner völligen Harmlosigkeit nicht an die englische Adresse zu richten, an die er es tatsächlich richten sollte, sondern vielmehr an die Adresse des „Vorwärts“. Der geniale Staatsmann beschuldigte den „Vorwärts“ sogar in aller Freiheit des diplomatischen Jargon's der „blödsinnigen Blige“, weil der „Vorwärts“ das Programm von dem weltbeherrschenden Dreizehner, der in die deutsche Faust gehöre, oder die erbauliche Predigt von dem Evangelium Sr. Majestät, das über die Meere getragen werden solle, oder die Erzählung des Herrn Baasche, Vizepräsidenten des Reichstags, wonach die Mobilmachung der deutschen Flotte gegen England vor der Tür gestanden habe, ernsthaft genommen und an ihren Ernst geglaubt hat. Es ist gewiß ein schreckliches Verbrechen für ein sozialdemokratisches Blatt, nicht von vornherein alles, was in „wahrscheinlichen Kreisen“ verklärt und berichtet wird, für leeren Dunst zu halten.

Auf der gleichen Höhe mit dem Fürsten Bülow bewegte sich der Graf Posadowsky. Er ist bekanntlich der leidlichste unter sämtlichen Männern des Bundesrats, trotz seiner hervorragenden Betätigung an dem Hungertarif. Große Ansprüche an preußisch-deutsche Minister zu stellen, hat man ja längst verlernt. So konnte man eine kleine Vuhpredigt Posadowsky's an die besitzenden Klassen mit in den Kauf nehmen, obwohl sie von einer plumpen Verwechslung sehr einfacher Begriffe ausging. Posadowsky sah das Unglück unserer Zeit darin, daß die besitzenden wie die arbeitenden Klassen vom „Materialismus“ angegriffen seien. Er begriff noch nicht einmal, daß die historisch materialistische Forschungsmethode, zu der sich die Sozialdemokratie bekennt, nichts gemein hat mit der aussehenden Genusssucht der oberen Schichten, die mit einem schiefen und schielenden Ausdruck materialistische Gesinnung genannt zu werden pflegt. Aber mit der Anlage auf diese Festung hatte Posadowsky beim Junkertum wie bei der Bourgeoisie in's Feindnähsten getreten; er mußte pater peccavi sagen, und ganz wie Bülow trat er seinen Rückzug an, indem er auf die „vaterlandslose“ Sozialdemokratie lospaukte.

Ihm hatten es einige Sätze angetan, die vor einigen Wochen an dieser Stelle veröffentlicht worden sind und also lauteten:

„Der Follentaumel reißt die letzten Trümmer der bürgerlichen Opposition fort, die ihm bisher noch immer einen gewissen Widerstand gegensetzt. Der König rief, und alle, alle kamen“, ganz wie bei der großen Gelele von 1813 (Hört! Hört! rechts), wo sich die Großväter der heutigen Generation „mit Gott für König und Vaterland“ auch das feudale Joch wieder in den Nacken drücken ließen, das ihnen durch den ausländischen Eroberer halb und halb gelockert war.“

Hierzu machte Graf Posadowsky folgende geistreiche, wie kleinsten Bemerkungen:

„Meine Herren, wer das schreibt und eine Partei, die solche Äußerungen vertritt, muß allerdings keine Ahnung haben von der politischen und wissenschaftlich fürchterlichen Zeit der Franzosenwirtschaft in Deutschland. Ich glaube, hier in diesem Hause sind zahlreiche Männer, die von ihren Vätern und Vätervätern gehört haben, was die Franzosen herrschhaft in Deutschland bedeutete an Rechtslosigkeit und Knechtschaft. Das eiserne Kreuz, das unsere Vorfahren im Kampfe gegen jene Knechtschaft erworben haben, wird noch heute in vielen Familien pietätvoll aufbewahrt. Wenn man trotzdem in der Politik dahin kommen kann, einen Mann wie Napoleon I als einen Befreier hinzustellen gegenüber der eigenen Regierung, und wenn man hier gleichzeitig die traurigen Ereignisse des Jahres 1806 so hart, und mit vollem Recht so hart tabelt, so scheint mir das ein innerer Widerspruch zu sein, der nicht zu verzeihen ist.“

Der letzte Satz bezieht sich darauf, daß Babel die Vorwürfe wegen angeblichen sozialdemokratischen „Landesverrats“ mit dem Hinweis auf den tatsächlichen Landesverrat der Junker im Jahre 1806 beantwortet hatte. Nach Posadowsky verfällt man in einen „inneren Widerspruch“, wenn man diesen Verrat tabelt und denjenigen Mann, der die Verräter eben bestrafte, als einen „Befreier“ hinstellt gegenüber der eigenen Regierung, die eben aus den Verrätern bestand.

In übrigen haben wir von Napoleon als einem „Befreier“ gar nicht gesprochen; wir haben ihn als einen „ausländischen Eroberer“ genannt, der das feudale Joch, unter dem die preussische Bevölkerung verlam, „halb und halb gelockert“ habe. Das ist eine historische Tatsache, an der auch Posadowsky nichts ändern kann. Weder der preussische König, noch die preussischen Junker haben daran gedacht, auch nur ein Stäubchen des feudalen Urats zu beseitigen, ehe sie bei Jena von Napoleon windelweich geprügelt worden waren, und dann hat es auch noch Mühe und Not genug gekostet.

Man beliebt es dem Grafen Posadowsky und mit einigen Redensarten, wie etwa eine alte brave Großmutter in der Kinderstube ihren Eulichen Historie dozieren, darüber zu belehren, daß auch die Fremdherrschaft ihre Schattenseiten gehabt habe. Daran haben wir aber wirklich mit keinem Worte gezweifelt, und Posadowsky hat nicht das geringste Recht, uns oder gar unserer Partei seine großmütterlichen Trivialitäten über die Unannehmlichkeiten der Fremdherrschaft vorzuhalten. Wir haben die damalige preussische Bevölkerung mit keiner Silbe getadelt, daß sie sich den „ausländischen Eroberer“ vom Hals schaffte; wir haben es nur eine „große Gelele“ genannt, daß sie den fremden Löwen nicht verjagen konnte, ohne sich den einheimischen Schakalen wieder mit gebundenen Händen anzuliefern.

Verlassen wir indessen die Kinderstube und nehmen wir einen Historiker zur Hand, wie er etwa schon in der Sekunda gelesen zu werden pflegt. Wir zitieren ihn mit einigen Kürzungen:

„Man schaute die widerliche Abgötterei, die mit dem rohesten Volke Europas getrieben wurde und selber ein häßlicher Akt der großen Bewegung bleibt. Man hörte jene deutschen Verse, die uns noch heute das Blut in die Wangen treiben:

Ihn jagte der Schrecken des russischen Heers,  
Ihn jagte die Wucht des Kosakenheers.

Hunderte schöner Lippen sangen die schwelgenden Abschiedsworte, die der geliebte Kosak an die geliebte Polka gerichtet haben sollte: Schöne Minka, ich muß scheiden. Bahrlisch, zur rechten Stunde erschien Byron's grimmige Satire auf die Erstürmung von Jemal; sie zeigte der Welt diese Befreier Europas in anderem Lichte, den ganzen Horn des freien Mannes ergoß sie über die gerechtesten Barbaren, die zur Schlachtbank führten unter dem Baskerrufe: Gott und die Kaiserin!... Und was war mit allem Blut und Jammer der Völker gewonnen? Die Pläne des Weltregierers waren verdrängt durch ein politisches System, das in Wahrheit kein System war, durch das ideenlose Rechnen von heute auf morgen, durch die Feigheit und Gedankenlosigkeit, die ihre Nichtigkeit hinter einigen salbungsvollen Phrasen verbargen. An der Stelle des genialen Imperators thronte nun das unfähige Dreigestirn:

Die irdische Trinität Gott nachgeschaffen,  
So wie der Mensch sich wiederholt im Affen.

Ernte die Welt wirklich noch über den Sturz der Fremdherrschaft jubeln, wenn auf dem Wiener Kongreß in echt bonapartistischem Geiste mit febriler Mißachtung der Volkstimlichkeit die Grenzen der Länder bestimmt wurden, wenn dann russische Späher den deutschen Volksgeist belauschen und vor den Mächten verflagen durften? .. Hatte man noch ein Recht, von Freiheitskriegen zu reden, wenn mit der Freiheit auch die Reliquien zurückkehrten und die Inquisition des „katholischen Molochs“ von Spanien? .. Den zwiespältigen Charakter der Freiheitskriege zu leugnen, wird den gesinnungsgläubigen Phrasen der Gegenwart nicht gelingen. Die Kabinette hatten in Napoleon den Zentrimerer der alten feudalen Ordnung, den Sohn der Revolution bekämpft bekämpft, die Völker den Fremden und den Deputen. War es nicht eine rühmliche, eine notwendige Tat, den reaktionären Zug den die Bekämpfung Napoleons bezeichnete, schonungslos der Welt zu enthüllen? Das können nur jene verneinen, die nichts ahnen von der echten historischen Gerechtigkeit, die dem Böbel als matigere Halbheit gilt.“

Der so schrieb, war Heinrich v. Treitschke, der amtliche Historiker des preussischen Staates, und da Graf Posadowsky diese Autorität nicht verlernen kann, so wird er uns zu geben müssen, daß wir eine „rühmliche“ und „notwendige“ Tat vollbrachten, indem wir auf den „reaktionären Zug“ der sogenannten Freiheitskriege hinwiesen. Was ihm da gegen gebührt, kann er aus dem entnehmen, was Treitschke hinzusetzt.

Die „große Gelele“ des Jahres 1813 bestand darin, daß die preussischen Landwehren nicht erst die heimischen Schakale bändigten, ehe sie den fremden Löwen vertreiben. Was ihnen vor dem Richterstuhl der Geschichte zur Entschuldigung gereicht, war ihr Mangel an politischer Erfahrung, der sie nicht durchschauend ließ, daß die Verheerungen, mit denen die Fürsten und Junker sie in den Krieg lockten, eitel Lug und Trug waren. Seitdem liegen aber die Erfahrungen fast eines ganzen Jahrhunderts vor, von denen niemand bestreiten kann, daß sie gerade in diesem heiklen Punkte ebenso reichhaltig wie trübselig sind. Wenn gleichwohl die bürgerlichen Parteien sich durch den Follentaumel begünstigen lassen, die Entscheidung über Krieg und Frieden Ministern von der jankeligen Begeisterung und von der historisch-politischen Bildung eines Bülow und eines Posadowsky anzuvertrauen, so ist das eine große Gelele ohne jeden außerordentlichen Umstand, und eben dies wollten wir mit den Sätzen sagen, die den Unwillen des Grafen Posadowsky erregt haben.

Selbst die deutsche Arbeiterklasse wird sich auf der großen Gelele nicht ertappen lassen, vielmehr nach den Behauptungen der Bülow und Posadowsky in der Staatsdebatte des Reichstags der auswärtigen Reichspolitik noch viel genauer auf die Finger sehen und sie noch viel rücksichtsloser kritisieren, als sie bisher schon getan hat.

## Politische Notizen.

Deutschland.

„Im Zeitalter des Verkehrs“. Gegen die neuen Stempelsteuerentwürfe wendet sich auch eine an den Reichstag gerichtete Petition, die auf die außerordentlich ungerechte Besteuerung hinweist. Wie wichtig die Belastung unter Umständen sein kann, ergibt sich aus einer Aufstellung, die ein Mitglied des Vereins berechnet hat. Danach hätte diese Firma, dem Umfange ihres geschäftlichen Verkehrs im Monat November 1905 entsprechend, folgende Lasten zu tragen gehabt:

85 Pakete à 10 Pf. Steuer	8.50 M.
360 Postanweisungen à 10 Pf. Steuer	36.00 "
360 Befähigungen (Quittungen) hierüber à 10 Pf. Steuer	36.00 "
340 Zahlungen von Kunden im Ladengeschäft über 20 M., Quittungen à 10 Pf. Steuer	34.00 "
320 Quittungen von Reisenden beim Besuch der Rundschau à 10 Pf. Steuer	32.00 "
für täglich ausgehende circa 40 Bahnsendungen, also 40 Frachtkosten à 10 Pf. = 4 M., im Monat	120.00 "
	266.50 M.

im Jahre somit 3198. — Mark.

Welter kommt in Betracht circa 200 Postanweisungen im Monat zu Zahlungen an die Lieferanten. Sie — Fabrikanten und Importeure — lassen sich schon selber kein Porto klagen, werden also auch die Zahlung des Stempels verweigern, dadurch erwachsen weitere 20 M. im Monat, im Jahre 240 M. Hierzu kommt noch der Fahrkartenstempel für zwei bis drei tägliche Reisen, was sich auch auf 150 bis 200 M. pro Jahr beläuft. Es betragen also für das Geschäft (kolonial- und Materialwaren en gros und detail mittleren Umfanges) die jährlichen Mehrausgaben rund 3700 M. und damit ein vielfaches der bisherigen Besteuerung.

So schafft man „Verkehrserschwerungen“, um die Mittel für „Weltmachtspolitik“ aus allen Ecken und Winkeln zusammenzutragen. Es sei aber dabei doch, um Freiheit v. Stengel nicht unrecht zu tun, darauf hingewiesen, daß von einer zweimaligen Besteuerung der Postanweisungen, von der die Petition des Münzvereins spricht, nicht die Rede sein kann. Der Entwurf läßt die Quittungen auf Postanweisungen ausdrücklich frei. Nur die Postanweisung selbst soll gestempelt werden. Das ist freilich auch schon recht bedenklich, da die ganze Manipulation auf eine Erhöhung des Portos für Postanweisungen hinausläuft; aber der Fiskus ist doch gnädig genug, sich mit dem einmaligen Stempel begnügen zu wollen.

Die Aufstandsbewegung in den deutschen Kolonien Afrika nimmt einen immer größeren Umfang an; einen Umfang, von dem man sich in Deutschland anscheinend noch nichts hat träumen lassen. Ein Bericht aus dem Süden des Kamerun Reichs berichtet, daß die Aufstandsbewegungen unter den Eingeborenen sich auf ein viel umfassenderes Gebiet erstrecken, als man im allgemeinen in Deutschland anzunehmen scheint. Die Aufstände im Gebiet des Ober-Nyong dehnen sich über folgende große Eingeborenen-Stämme aus: die Wolla, Njem, Sekende, Sjos, Jang, Jabelo, Janguma, Wasse und So-lue. Die Spitze dieses Gebietes übersteigt diejenige des Königreichs Saka und weist ungefähr 10000 waffenfähige Krieger auf. Diesen stehen nur zwei Kompanien der deutschen Schutztruppe und einige kleinere Posten gegenüber. — Es

wird sich also dem südwestafrikanischen und ostafrikanischen noch ein Kolonialkrieg in Kamerun hinzugesellen. O, welche Lust, deutscher Steuerzahler zu sein.

Ueber einen heiligen Mann stürzen die Scharf- macherblätter der verschiedenen Couleure wieder einmal mit unvorholener Wut her. Es ist der Diener Christi in Mecklenburg in Sachsen, Pastor Stammler, der den Fehler gemacht hat, seinen Beruf nicht nur in der Beherr- schung des Kapitals zu erblicken, sondern auch den Herren in Sant und Seide ein köstliches Wahrheits auf den glatten Weg zu streuen. Er schreibt im „Neuen Sächsischen Kirchen- blatt“ über „Kirche und Staat“ folgendes:

Dem Arbeiterstande bleibt tatsächlich als ultima ratio nichts anderes übrig als der Streik. Alle müssen dabei einmütig zusammenstehen, denn nur so könne der Sieg gewonnen werden. Darum müsse auf die Halb- und Nichtwilligen ein Druck ausge- übt werden, das sei die so viel umstrittene Frage des Streikterrors. Er werde von den meisten direkt ver- worfen. Und groß sei es richtig, daß keiner an seiner persönlichen Sicherheit Schaden nehmen dürfe. Das habe die Obrigkeit zu verhindern, aber nicht mehr. Man sage, dieser Terrorismus sei ein Eingriff in die per- sönliche Freiheit des Einzelnen, aber absolute Freiheit gebe es für keinen, der die Vorteile menschlicher Gemein- schaft zerstören wolle, er müsse sich den Forderungen des Gesamtwohlens fügen. So werde keiner gefragt, ob er in den Krieg mitziehen wolle, er müsse einfaß.

Insbesondere hat die Kirche die schwere Pflicht, die Behörden zu warnen, ihre Macht in den sozialen Kämpfen einseitig zu Gunsten der Arbeit- geber zu mißbrauchen. Lassenjustiz ist ein böses Wort. Aber nicht immer ist sie vermieden worden. Beispiele hierfür ließen sich leider genug belbringen.

Sehr vernünftige Worte sind das, kein Wunder, daß sie den Pflichten des Kapitalismus ebenso wenig gefallen, wie den Herren, die da glauben, auch jeder Pfaffe dürfe nur ihr bezahlter Lohnarbeiter sein. Die scharfmacherische Horde wirft den Offenherzigen denn auch ohne weiteres zu den Sozialdemokraten. Alles, was frei denkt, ehrlich han- delt, ist sozialdemokratisch — wir haben durchaus nichts dagegen!

Ein netter Volkvertreter. Der Weinsäufungs- prozeß gegen den Reichstagsabgeordneten Sartorius endigte, wie wir bereits meldeten, mit der Verurteilung des Angeklagten zu einer Geldstrafe von 3000 Mk. Der Prozeß wird aber noch ein weiteres Nachspiel haben. Wie die Sachverständigen übereinstimmend angaben, beliefen sich die Einkünfte des Verurteilten aus seinem Weingut auf rund hunderttausend Mark im Jahr, während Sartorius nur zehntausend Mark versteuerte. Die Steuer- behörden werden gegen ihn wegen der aufgebedekten Steuer- hinterziehungen vorgehen.

Die agrarische Staatskrippe. Vor einer Reihe von Jahren wurde die Errichtung von Kornsilos aus Staatsgeldern als eins der unerschöpflichen „kleinen Mittel“ an- gepriesen, um der angeblichen Not der Landwirte, soll heißen der Großagrarier, zu steuern. Einmal wollte man dadurch den sogenannten Binnenhandel ausschalten, zum anderen lebten die Agrarier der Hoffnung, durch die Silos das An- gebot auf dem inländischen Getreidemarkte nach ihrem Wohl- befinden zu beengen. Die Staatsregierung stützte sich mit ihrer ganzen agrarischen Liebe auf diese neue staats- ritzende Idee. In der Provinz Pommern wurden aus Staatsmitteln 13 Kornsilos errichtet. Der Mindestpreis für jeden dieser agrarischen Speicher betrug 75 000 Mark; man kann also demnach annehmen, daß die pommerschen Kornsilos insgesamt ein und eine halbe Millionen Mark Baukosten erforderten. Richterin dieser Silos waren die „Pommersche landwirtschaftliche Hauptgenossenschaft“ in Stettin. Die Kontakte liefen 5 Jahre. Die Genossenschaft zahlte beispielsweise für die kleinsten Silos 1800 Mt Jahres- miete, das sind 24 Prozent Verzinsung, wobei die Kosten für Instandhaltung und die jährliche Abnutzung außer An- schlag blieben. Nach fünfjähriger Pachtdauer haben die staatlichen Silos ein vollkommenes Fiasko erlebt. Damit ist, wenn man die geringste Summe annimmt, eine Million preussischer Staats- gelder zu einem agrarischen Liebesgaben- und Brillantfeuerwerk einfach verpulvert.

Die „Pommersche landwirtschaftliche Hauptgenossenschaft“ hat den Kontrakt für die Silos in Stargard, Plate, Falkenburg und Rallitz nicht mehr erneuert. Für Kolberg und Belgard sind die Verträge nur auf ein Jahr verlängert worden und laufen am 1. Juni n. J. ab. Eine weitere Verlängerung ist sehr unwahrscheinlich. Die Maschinen sind veraltet und haben nicht viel mehr als Materialwert. Das Stargarder Silogebäude hat man zu Beamtenwohnungen umgebaut. In Belgard ist vor den dreizehn pommerschen Silos im eigentlichen Sinne nur der Speicher in Askam als rentabel da, er durch seine Lage an der Peene für die Frachteinrichtungen hat. Diese Tatsache ist eine wahre Ironie auf die bekannte Abfertigung der Agrarier gegen unsere Waffen- fragen. — Die Geschäfte der pommerschen Kornsilos ist ein dankbares Thema für den Eiat des Herrn v. Bobbelst, Landwirtschaftsminister, Großgrundbesitzer und Schweine- züchter an gros. Vielleicht kündigt ihm der konservable Abgeordnete v. Brodhausen, der zu den „Kanalblättern“ gehört, die dieser nicht die Treppe hinaufschicken sind, ist aber als hochbezahlter Direktor der ver- rigten pom- merschen landwirtschaftlichen Genossenschaften, die Fleisch- not, pardon! „Fleischsteuerung“, in Seelersruhe ertragen kann.

Wo die „Seuchengefahr“ steckt, die den Agrariern und der Regierung als Vorwand zur Aufrechterhaltung der Grenzsperrern dienen muß, erfährt man durch folgende Fest- stellung der Regierung zu machen. Danach waren am 30. November im Regierungsbezirk Aachen in zwanzig Gemeinden 28 Schäfte von der Schweine- seuche befallen, und am 15. Dezember herrschte die nämliche Seuche in 19 Gemeinden und 28 Schäften. Der Regierungsbezirk Aachen liegt an der holländischen Grenze. Ueber diese aber darf nicht ein Stück lebendes Vieh nach Deutschland eingeführt werden — eben wegen der von den Agrariern und ihren Helfershelfern erfindenen Pest- dungs- gefahr. Nach den amtlichen Veröffentlichungen holländischer

Behörden ist Holland zeitweise vollständig seuchenfrei. Trotzdem die Grenze seit mehr als zehn Jahren gesperrt ist, hat der Regierungsbezirk Aachen allein ständig viel mehr Seuchenfälle als das ganze Königreich der Niederlande!

Ein Kolonialheld, der Gouverneur v. Putt- kamer, wird nicht wieder nach Kamerun zurückkehren. Ergen ihn wird ein Disziplinerverfahren eingeleitet werden. — Puttkamer mag sich beruhigen: Kolonialbestien werden in Deutschland außerordentlich milde bestraft.

Enteignung Eingeborener. Der „Reichsanzeiger“ veröffentlicht eine kaiserliche Verordnung, betr. die Ent- ziehung von dem Bemöbten Eingeborenen im südwestafrika- nischen Schutzgebiet vom 26. Dezember 1905. § 1 der Ver- ordnung bestimmt, daß das Stammesvermögen solcher Eingeborenen, welche gegen die Regierung, gegen Nichtingeborene oder gegen andere Eingeborene legerlich- feindselige Handlungen begangen oder bei diesen Handlungen mittelbaren oder unmittelbaren Beistand geleistet haben, ein- schließlich der nach der Verordnung, betreffend die Schaffung von Eingeborenen-Reservaten vom 10. April 1898 gebildeten Reservate, ganz oder teilweise einbezogen werden kann. Die Enteignung wird durch den Gouverneur verfügt. Die übrigen elf Paragraphen enthalten nähere Bestimmungen bezüglich des Eingeborenenverfahrens. — Hier wird die Enteignung zum geheiligten Gesetz — Macht geht eben vor Recht.

Kleine politische Nachrichten. In Debreszin (Ungarn) wurde der neue Obergespan bei seiner An- kunft schwer mißhandelt. Er hat seinen Abschied einge- reicht. — Die Porte richtete an Griechenland wegen der griechischen Räuberbanden, die in der letzten Zeit wieder arg gehaust haben, eine Protestnote.

Rußland.

Der Kampf ist vorläufig beendet. Was von der bürgerlichen Presse als kritische Nachbeterin der amtlichen russischen Blätter schon für den dritten Weihnachtstag ange- sagt wurde, ist erst am letzten Dienstag, eine volle Woche später erfolgt: der Straßenkampf in Moskau hat im wesentlichen ausgetobt, die zarische Regierung ist mit ihren „streuen“ Truppen Siegerin geblieben. Siegerin für den Augenblick, womit nicht einmal für die aller nächste Zukunft irgend etwas gesagt ist. Und sie feiert diesen „Sieg“ durch Dankgottesdienste. Zwar haben noch ab und zu kleinere Straßenkämpfe in Moskau statt, doch ist mit dem Beschluß des Rats der Arbeiterdeputierten, sowie der Komitees beider sozialer Parteien auf Beendigung des Generalstreiks auch der Kampf als beendet an- zusehen.

Auch in Warschau wurde der Generalstreik für be- endet erklärt. Dagegen scheint es in den Ostpro- vingen, trotz der „energischen“ Maßregeln der Regierung noch nicht zur vorläufigen Ruhe zu kommen. In Peters- burg wird das unkontrollierbare Gerücht verbreitet, Gene- ral Delow habe einen blutigen Zusammen- stoß mit den aufständischen Vetten gehabt, wobei das Militär eine Niederlage er- halten habe.

Aus Riga kommt folgernde unkontrollierbare Nachricht: Gestern morgen 7 Uhr überfiel 40 lettische Revolutionäre die Wächter und Torhüter der Fabrik Promodil und er- holdeten sie. Darauf brangen sie in die Schlafstube der Schutzboten, erschossen 11 schlafende Dragoner und ver- wundeten 14. Auch ein Fabrikbeamter wurde getötet. Die Angreifer hatten Tote und Verwundete; der Rest konnte flüchten. Es handelte sich um einen Mordakt. Die Dra- goner erschossen am Sonntag bei einem Patrouillenritt den Führer der Revolutionäre. Der Gouverneur ist in der Fabrik anwesend. Kein Arbeiter darf die Fabrik verlassen, bevor die Schuldigen nicht samhaft gemacht sind. Vor der Fabrik stehen zwei Maschinengewehre. 40 Arbeiter wurden verhaftet und sollen nach Standrecht gerichtet wer- den, wenn die Fabrikarbeiter binnen 48 Stunden nicht die Schuldigen nennen.

In der Nacht wurde der Postzug auf der Dombrower Strecke während der Fahrt von Granika nach Zwangorow auf der Nebenstation Jatzromb auseinandergerissen dadurch daß eine Eisenbahnbrücke mit Dynamit in die Luft gesprengt war.

Die Finanzlage Rußlands ist, wie man sich denken kann, eine sehr gebirgige. Der frühere russische Finanzminister Dolowzew ist deshalb vor einigen Tagen in aller Stille nach Paris abgereist, um die Erhebung einer neuen An- leihe. Wie verlautet, geschah die Mission Dolowzews auf iperellen Wunsch des Zaren. Bäterchen braucht Geld!

Der Wadli Admiral Roschdestwenski macht wieder einmal von sich reden. Er veröffentlicht in der „No- waja Wremja“ einen offenen Brief, so zu sagen eine Richtig- stellung der Kadroschen Artikel über die Schlacht in der Tschukotskaja. Er erklärt, Admiral Togo hätte zu Beginn der Schlacht erst erlaubt er habe es nur mit dem schwäch- sten Teil der russischen Flotte zu tun. Togo führte sein Flaggschiff unter das konzentrierte Feuer der besten russischen Panzerkreuzer und gewann die Schlacht ungeachtet seines Verlusts. Ferner sagt Roschdestwenski wenn Japan nicht die russische Flotte aufgeben hätte, wäre es englische Hilfe geschehen. Die englische Flotte konzentrierte sich bei Weihalt mit dem Befehl, die russische Flotte aufzulösen. — Die englische Regierung läßt ob dieser schweren Beschuldigung nicht lange auf sich warten. Sie verlangt von der russischen eine Er- klärung über die vorstehende Behauptung des Wadli- Admirals.

Wie man Bauern „beruhigt“. Einige Bauern des Bezirks Saischow im Gouvernement Saratow kamen in die Redaktion der Saratower Zeitung „Saratowskij Dnewnik“ und erzählten dort der Redaktion, wie die Kosaken bei ihnen im Bezirk gehaust haben. Folgendes sind die Aussagen zweier Bauern aus dem Dorf „Bolschaja Sektawa“:

„Die Kosaken kamen zu uns. Zuerst hatten sie noch Angst und erschossen in kleinen Partien. Endlich am 3./16. November versammelten sich — Dragoner und Kosaken — bis zu 400, mit 3 Karossen und einem Maschinengewehr, und begannen über zu haufen.

Zuerst zogen sie in die Woloskijverwaltung; der Wo- loskijverwalter wurde zu Tode geschlagen. Dann ergriffen sie zwölf Bauern, welche man als Häufelräuber ansah, rich-

teten sie grausam zu und brachten sie hinter Schloß und Riegel.

Am anderen Tage, am 4./17. November o/o, verhaftete man noch 46 Bauern. Diese wurden auch rücksichtslos miß- handelt. . . Nicht einmal, sondern mehrmals. Man hat sie geschlagen, als man sie verhaftete, als man sie zur Durch- suchung führte, man hat sie in ihrem eigenen Hause ge- schlagen, in Anwesenheit der Kinder. . . und ankerbe- haben uns die Kosaken geplündert, alles Geld und die ver- schiedensten Dinge uns abgenommen. Man nahm Handschuhe, Strümpfe, Wäsche — alles.

Dem Jaskar Jozareff hat man aus der Tasche 6 Rubel und als man das Haus durchsuchte, noch weitere 69 Rubel gestohlen. . . die Harmonika hat man weggeschleppt. Die Beinwand — (die Bauern in Kasland woben selbst. Neb.) haben sie in Stücke zerhackt und verstreut. Dann kam die Vergewaltigung der Frauen an die Reihe. . . — Aber wie konnten Sie das zulassen? — ja wieso. . . Den Mann vertreibt man mit der M. galka und dann ver- gewaltigt man, fünf-sechs Kosaken, eine Frau. . .

Die Bauern wurden nach dem Namen der besonders grausam Geschlagenen gefragt. Es hieß sich heraus, daß die Verhafteten selbst Bügel erduldet hatten.

Und wer leitete die gemeine M. galka? Der Sewastij Maschalski (Landeshauptmann) Nikolow und der Kosakenoffizier.

Bezüglich der Verurteilung ist noch folgendes zu sagen: Man hat uns auf dem Markt geschlagen (die Gemeindevorsteher der Zeitung waren auch verhaftet) — sowohl seitens der Kosaken wie der Dragoner. Und das Arrestlokal? Schmutz, Gestank. . . Von unseren Höfen stahl man alles Getreide weg und übergab es den Gutbesitzern. Ein Gutbesitzer, Andreas Schmidt, „bedankte“ sich bei den Kosaken, indem er ihnen Schnaps und Essen gab. Betrunkene kamen sie nach- mals zu uns und schlugen die Leute mit der M. galka. . .

In das Dorf Schepelawa kamen betrunkene Kosaken mit dem gleichfalls betrunkenen Priksaw Rogatschew und man begann zu plündern, zu vergewaltigen zc.

Den betrunkenen Rogatschew mußte der Dorfschlichter begleiten. Rogatschew sagte ihm an:

Wozu bist Du da? In Ihrer Verfügung, Euer Wohlgeborener. Lassen Sie ihn hinschmeißen!

Man verprügelte ihn auf der Stelle, zusammen mit seinem erwachsenen Sohne. Den letzteren entkleidete man vorher.

In Dorfe Tschernawa vergewaltigte man eine schwangere Frau. Sie hatte eine Fehlgeburt.

Dorfschlichter wurden auch Mädchen von 13 — 15 Jahren vergewaltigt.

Bulgarien.

Der serbisch-bulgarische Zollvereinbvertrag droht zum Ausgangspunkt eines scharfen Kampfes zwischen den beiden Balkanstaaten und Oesterreich Ungarn zu werden. Es verlautet jetzt daß Graf Goluchowski Serbien mit dem Ab- bruch der diplomatischen Beziehungen gedroht habe, falls der Vertrag nicht sofort veröffentlicht werde. Die bulgarischen Blätter fordern die Regierung auf, fest zu Serbien zu halten. Falls Oesterreich Ungarn Serbien keinen Handelsvertrag zu- gestehen, dürfte es auch keinen von Bulgarien erhalten.

Italien.

Eine neue Skandalgeschichte aus der an Staudalen so reichen italienischen Polizeipraxis wird im „Avanti“ emittiert. Seit einiger Jahren hat die italienische Regierung ungeheure Summen — sie gehen in die Millionen! — ausgegeben, um Expeditionen zu veranstalten, die den be- rüchtigten sizilianischen Briganten Marsalona dingfest machen sollten. Jetzt stellt der „Avanti“ fest, daß Marsalona schon seit dem Dezember 1903 tot ist, daß aber die Polizei immer neue „Taten“ desselben erfand, um frisches Geld für den Feldzug gegen ihn zu erlangen, was ihr auch glückte. Minister, Deputierte, Präsesen zc. sind an der Sache beteiligt, die der „Avanti“ nächstens in allen Einzelheiten darlegen wird.

Frankreich.

Ein Klassenurteil schlimmster Art ist in der Republi- Frankreich gefälle worden 28 Personen, darunter eine ganze Reihe bekannter Genossen, hatten einen Aufauf an der Militär gerichtet, in dem sie schars gegen den Militarismus Stellung nahmen. Deshalb wurden sie angeklagt. Nach mehrtägiger Verhandlung wurde das Urteil gefällt: Frei- gesprochen wurden nur zwei Angeklagte: Amicare Caprati und Feudain Teutscher. R. umiepla, die ihren Frei- spruch mit dem Rufe: „Ich protestiere gegen dieses Un- sinnige Urteil!“ ansahm. Das Publikum begleitete diesen Protest mit Beifall. Während Umstände wurden dem An- geklagten Perceau zugebilligt. Verurteilt wurden: Perce zu vier Jahren Gefängnis, Yvetot und Sibot zu drei Jahren, Grandidier zu zwei Jahren, Boussquet, Camery und Cou- lais zu 15 Monaten, Gohier und die übrigen Angeklagten zu einem Jahre Gefängnis, alle Angeklagten außerdem zu 100 Fr. Geldbuße. — In diesem Skandalurteil wird geschrieben: Die unerwartete Ver- urteilung der Antimilitaristen ist zugleich eine schreckliche Un- gerechtigkeit und ein politisches Symptom sehr erster Natur. Bis jetzt kam es sehr selten, fast nie vor, daß ein Ge- richtswesen hierzulande für ein „Meinungsverbrechen“ verurteilte. Während der „Bombenperiode“ Rabachols und Gen. wurden alle, die man wegen ihrer anarchischen Ge- sinnung als „geistige Urheber“ vor Gericht stellte, von der Jury freigesprochen. Dem Urteil ist das Brandmal der Klassenjustiz auf das sichtbarste aufgedrückt. Die Ungleichheit selbst im Unrechte behandelte sich dadurch, daß Genosse Amicare Caprati und Fe. Niemezka, die denselben Anschlag mit demselben Verantwortlichkeitsgefühl unterzeichneten, freige- sprochen wurden. Die Strafen sind ganz ungleichmäßig — für absolut dieselbe Handlung. Das Urteil beweist die Ent- schlossenheit des Bürgerturns, die Freiheit der Meinung und der Rede mit Füßen zu treten. Die Aera der unerschrocken- leiblich anständigen bürgerlich demokratischen Republi gegen zu Ende. In der faulen Atmosphäre der Panamischen Re- aktierung schöpft die nationale Reaktion, von der die- Prätter Lust übersättigt ist, neue Kraft. Sie wird bald, so- bald man ihre heiligsten Güter — Eigentum und Kaiserne

— antastet. Die Angeklagten haben mit Würde und Stolz das Klassenurteil entgegengenommen. Genosse Herze sagte den Richtern: „Sie schänden, ohne Haß und Furcht zu urteilen und Sie lassen sich durch Pfaffenhaß und Furcht für ihre Privatbegierde leiten.“ Das ist das richtigste Urteil über das Urteil.

### England.

Die politische Erkenntnis bricht sich in den Kreisen der Gewerkschaftler immer mehr Bahn. In den letzten Tagen des Jahres 1906 tagte in Edinburgh der Jahreskongress der Bergarbeiter-Gewerkschaften Schottlands, die durch 100 Delegierte vertreten waren. Neben reinen Gewerkschaftsfragen kamen auch politische und internationale Fragen zur Besprechung. Es wurde beschlossen, an dem Prinzip der selbständigen Arbeiterpolitik festzuhalten und sich von den bürgerlichen Parteien nicht einsperren zu lassen. Der Kongress nahm eine Resolution an, in der den russischen Arbeitern brüderliche Grüße gesandt wurden. In einer anderen Resolution sandte der Kongress seine brüderlichen Grüße an die deutsche Arbeiterklasse und einen herzlichen Dank an Babel für seine ausgezeichnete Rede im Reichstage, da sie geeignet sei, den Frieden zwischen Deutschland und England zu befestigen, die ökonomische Befreiung und die internationale Solidarität der Arbeiter zu fördern.

## An die Parteigenossen der Provinz Schleswig-Holstein, sowie des Fürstentums Lübeck!

Nach Beschluß des Provinzialparteitages verlegt die Agitationskommission ihren Sitz von Neumünster nach Altona. Wir ersuchen deshalb die Parteigenossen ab 1. Januar 1906 alle Briefsendungen an Fr. Bartels-Altona, Victoriastraße 82 II. alle Geldsendungen an M. Pagge-Altona-Oitensen, Bahrenfelderstr. 290 II. ab 15. März 1906 daselbst, Friedensallee 5 II. zu adressieren.

Die Agitationskommission.

## Lübeck und Nachbargebiete.

Donnerstag, den 4. Januar.

Zuzug von Schlachtern nach Kiel ist dringend fernzuhalten, da die dortigen Gefellen wegen ihrer Organisationsangehörigkeit von ihren Meistern ausgesperrt worden sind.

Zuzug von Werftarbeitern nach Rostock ist fernzuhalten, da 1600 Arbeiter der Reptunwerft angesperrt sind!

Die hiesige Rechtsankunftsstelle der bürgerlichen Parteien erläßt im Amtsblatt eine Notiz, die geradezu wie eine Selbstverhöhnung klingt. Es heißt in derselben:

„Gerade die neutralen Anstaltsstellen sind viel nützlicher, als von Parteien errichtete Rechtsbureaus, wie z. B. die von der Sozialdemokratie ins Leben gerufenen. Einmal vertritt sich mit dem Begriffe des Rechts der der politischen Partei überhaupt nicht, denn die politische Partei ist naturgemäß subjektiv, das Recht aber objektiv. Zum Zweiten werden die Rechtsanstellenden gegenüber den von Parteien eingerichteten Rechtsankunftsstellen immer ein gewisses Mißtrauen hegen in dem Gefühle, daß diese Anstaltsstellen mehr den Zweck verfolgen, als ihnen uneigennütigen Rat zu geben. Rechtsankunftsstellen können aber einen vollen Erfolg nur dann haben, wenn ihnen von den Klienten unbedingtes Vertrauen entgegengebracht wird.“

Zuerst wird gesagt, daß die neutralen Rechtsankunftsstellen viel nützlicher sind, als die von Parteien eingerichteten Rechtsbureaus. Hierzu ist zu bemerken, daß gerade die als sozialdemokratisch bezeichneten Arbeitersekretariate nicht von einer politischen Partei, sondern von den Gewerkschaften, errichtet worden sind, und auch von denselben unterhalten werden. Demgegenüber steht fest, daß z. B. gerade die hiesige bürgerliche Rechtsankunftsstelle von den nichtsozialdemokratischen politischen Parteien gegründet wurde zu dem ausgesprochenen Zweck, die Sozialdemokratie zu bekämpfen. Folglichweise ist — auch nach der amtlichen Notiz — das Lübecker Arbeitersekretariat weit nützlicher als die bürgerliche Rechtsankunftsstelle. Daß sich der Begriff Recht nicht mit dem Begriff der politischen Partei vertritt, das suchen die bürgerlichen Parteien Lübecks allerdings bei jeder Gelegenheit zu beweisen, indem sie die Arbeiterklasse nach Möglichkeit rechtlos machen. Als Ersatz für das begangene Unrecht schaffen sie dann eine Rechtsankunftsstelle! Es ist zum Lachen, wenn es nicht so traurig wäre! Nicht zu leugnen ist, daß ein Ständchen Wahrheit in dem Satze steckt, nach welchem man den von den Parteien eingerichteten Rechtsankunftsstellen ein gewisses Mißtrauen entgegenbringen kann. Da nicht das Arbeitersekretariat, sondern die bürgerliche Rechtsankunftsstelle von Parteien eingerichtet ist, so kann sich das Mißtrauen nur gegen diese richten. Wir wollen auch nicht verhehlen, daß ein solches Mißtrauen besteht, und daß man in Arbeitkreisen durchaus von dem Zweck der Rechtsankunftsstelle unterrichtet ist. Unbedingtes Vertrauen kann der Arbeiter nur zu dem Institut haben, das zu seinem eigenen Besten gegründet wurde, und nicht zu einer Rechtsankunftsstelle, die bezweckt, die Arbeiterpartei zu bekämpfen und die von den politischen und wirtschaftlichen Gegnern der Arbeiter ausgehalten wird!

Eine jährliche staatliche Beihilfe von 15 000 Mk auf die Dauer von fünf Jahren beabsichtigt der Senat dem Musikverein zu gewähren. Dem Bürgerausschuß lag in seiner gestrigen Sitzung ein Senatsantrag vor, der verlangt, daß dem Verein der Musikfreunde in Lübeck für fernere fünf Rechnungsjahre, vom 1. April 1906 bis zum 31. März 1911, eine in den Voranschlag der Verwaltungsbehörde für städtische Gemeindeanstalten für diese Jahre einzustellende jährliche Beihilfe von 15 000 Mk. in je dem im voraus vom 15. September bis zum 15. Februar eines jeden dieser Rechnungsjahre fälligen monatlichen

Teilbeträgen unter der Bedingung gewährt werde, daß vor der Auszahlung der ersten Monatsrate, und zwar vor dem 1. April 1906, dem Senate nachgewiesen wird, daß, abgesehen von einem Beitrag der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit, von privater Seite mindestens 8000 Mk. an jährlichen Beiträgen für die nämlichen fünf Rechnungsjahre gesichert und sichergestellt sind, sowie unter der Verpflichtung des Vereins der Musikfreunde, dem Senate alljährlich eine genaue Abrechnung über das verlossene Vereinsjahr mit einem erläuternden Berichte einzureichen. Dr. Benda beantragte, statt „abgesehen von einem Beitrag der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit“ zu setzen: „abgesehen von einem etwaigen Beitrag der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit.“ Der Bürgerausschuß erklärte sich gutachtlich für die Mitgenehmigung des Senatsantrags mit der von Dr. Benda beantragten Abänderung. — Wir werden auf diese Angelegenheit zu gegebener Zeit noch zurückkommen.

Vom Bürgerausschuß wurde beschlossen, daß die Geltungsdauer des vierten Nachtrages zur Einkommensteuer auch auf das Jahr 1906 ausgedehnt werden soll. — Dem Holvogt Müthel in Altona, dem eine gesetzliche Pension nicht zufließt, wurde vom 1. April 1906 ab eine lebenslängliche jährliche Unterstützung von 600 Mk. bewilligt. — Ebenfalls zustimmig erklärte sich der Bürgerausschuß zu den Senatsanträgen, der Witwe des Lehrers Meyer auf die Dauer von 5 Jahren ein Witwengeld von jährlich 233,33 Mk. und ein Waisengeld von 93,34 Mk. zu verabsorgen, sowie der Jenseitigen Freischule eine jährliche Beihilfe von 8600 Mk. zu gewähren. Mitgenehmigt wurden ferner die Mehrkosten zu Baukosten bei verschiedenen öffentlichen Wohltätigkeitsanstalten und der Vertrag mit dem Kaufmann Schwang wegen Abtretung seines an der Schwarztauer Allee belegenen Vorgartens an den Staat. Für den Abbruch der Räume der alten Herrenfähre fordert der Senat 860 Mk. Der Bürgerausschuß empfiehlt diesen Antrag der Bürgerschaft zur Mitgenehmigung.

In Mitgliedern der Theaterkommission ernannte der Bürgerausschuß: Dr. med. Albrecht Theodor Eschenburg, Dr. jur. Johannes Daniel Benda, Heinrich Friedrich Theodor Sartori, Karl Heinrich Friedrich Blund, Dr. jur. Ludwig Adolf Görtz, Hermann Wilhelm Behn, Wilhelm Ludwig Friedrich Stender und Hermann Peter Karl Ditt, sowie als Ersatzmänner Dr. med. Jakob Heinrich Friedrich Meyer, Dr. jur. Ludwig Ernst Friedrich Wittern, Max Karl Buchwald. Sämtliche Herren haben in der Bürgerschaft bedingungslos der Senatsvorlage zugestimmt. Es ist wohl anzunehmen, daß sie auch in der Kommission sich den Wünschen des Senats in allen Punkten fügen werden. Welchem Zweck die Kommission eigentlich dienen soll, bleibt jedoch unverständlich. Der Senat könnte die Sache doch ganz gut allein machen!

Sonntagruhe im Postverkehre. Die Aufhebung der Paketbestellung an Sonn- und Feiertagen, die im Oberpostdirektionsbezirk Berlin seit Juli vor. Jahres zur Förderung der Sonntagruhe der Beamten versuchsweise eingeführt worden ist, soll nach der „Schlesischen Zeitung“ im Februar 1906 auf das ganze Reichspostgebiet ausgedehnt werden. Um in dringenden Fällen dem Empfänger die Möglichkeit zu gewähren, die Sendungen zu erhalten, soll jedermann berechtigt sein, die Pakete an den Sonntagen während der Stunden, wo die Schalter geöffnet sind, abzugeben. Nur für den Fall, daß die Abholung zu großem Umfang annehmen und zu wesentlichen Ungenauigkeiten führen sollte, ist der Widerruf vorbehalten. Fällt ein Feiertag auf einen Sonnabend oder einen Montag, so findet an einem der beiden Tage eine Bestellung von Paketen statt. Eilpakete werden Sonn- und Feiertags nach wie vor bestellt. Auch ist der Weihnachts-, Oster- und Pfingstverkehr von der Beschränkung ausgenommen.

Ein schwerer Unglücksfall ereignete sich heute morgen gegen 10 Uhr auf dem Volkneubau. Dem dort beschäftigten Arbeiter Richard, wohnhaft Al. Riefau 26, fiel ein eiserner Händer auf den Kopf und auf den rechten Oberarm, wodurch diese Körperteile sehr schwer verletzt wurden. Der Bedauernswerte mußte sofort ins Krankenhaus geschafft werden.

Zahl Schulgeld! Das für das 4. Vierteljahr des Schuljahres 1905/06 (Weihnachten bis Ostern) zu zahlende Schulgeld ist in der Zeit vom Donnerstag den 4. Januar bis Mittwoch den 17. Januar werktäglich vormittags von 9-1 Uhr und nachmittags von 3-5 Uhr bei der Kasse der Ober-Schulbehörde, Gedengießerstraße 4, unter Vorlegung der Schulgeldquittungsbücher zu entrichten.

Prüfung für Aufschwiede. Der Termin der nächsten Prüfung ist auf Montag, den 19. März ds. Js., festgesetzt. Die Anmeldungen zur Prüfung sind 2 Wochen vor dem Prüfungstermin unter Einreichung eines Geburtscheines und etwaiger Zeugnisse über die erlangte technische Ausbildung, sowie unter Einreichung der Prüfungsgebühr an den Vorsitzenden der Kommission, Staatskriegerat Jenner, zu richten.

Aus dem Gerichtssaal. Der schon wegen Fahrraddiebstahls vorbestraute Maurer B. hat logisch nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis wieder ein Fahrrad entwendet. Der Angeklagte gab an, er hätte das Rad in der Schlumacherstraße „gefunden“. Strafe: ein Jahr Gefängnis. — Aus Not haben die Eheleute Sch. in Sülelmoor mehrere Soldatdiebstähle ausgeführt. Der Ehemann wurde wegen zweier Straftaten zu der harten Strafe von 4 Monaten Gefängnis, die Frau wegen eines Diebstahls zu 3 Tagen Gefängnis verurteilt. — Ein Jahr Gefängnis erhielt der Wädchergeselle H., der sich mehrerer Fahrraddiebstähle schuldig gemacht hat. — Verschiedene Vorbeuteil- und Zeitungen hat den vielfach vorbestraften Arbeiter N. von Häusern im Koll gestohlen. Die Strafkammer verurteilte ihn deswegen zu 4 Monaten Gefängnis.

Ein Cabaret-Abend hatte gestern Abend die Direktion des Stadttheaters veranstaltet. Der Besuch desselben war nur schwach und besagte, daß, wie in anderen Städten auch in Lübeck das Interesse für das „Lieberbreitl“ so gut wie verschwunden ist. Obwohl die Vorträge zum Teil recht nett ausgeführt wurden, so verloren sie doch in dem großen nur spärlich besetzten Raum bedeutend an Wirkung. Zu Anfang gab es den bekannten Einakter „Ich heirate meine Tochter“, der vielen Beifall fand.

Infolge der durch den Frost hervorgerufenen Glätte führte am Dienstag ein Mann in der Holstenstraße in das Schaufenster des Hornmachers Westphaling. Während die Scheibe zertrümmert wurde, kam der Gefallene glücklicherweise ohne Verletzungen davon.

Der Elbe-Trade Kanal wegen Eises gesperrt. Nachdem nunmehr die Schifffahrt wegen Eises auf der Elbe geschlossen ist, wird von heute ab auch der Elbe-Trade Kanal für alle Fahrzeuge gesperrt.

Die Erhebung der Gebühr für Ein- und Ausweisung von Schiffen beginnt mit dem 4. Januar 1906.

Gefundene Gegenstände. Im Monat Dezember 1905 sind beim Polizeiamte als gefunden eingeliefert und nicht

wieder abgefordert worden: Dierse Portemonnaies mit und ohne Inhalt, sowie Regenschirm, 1 Spazierstock, 1 goldener Ring mit Stein, 1 goldener Trauring, 2 Brillen mit Futteral, 4 Taschentücher, 1 Handtuch, 1 Paket mit schwarzer Wolle, 1 Stück Waire und 3 Duden schwarzes Berggarn, 1 rote Kinderjacke und 1 Paar Handschuhe, 1 Handtasse, 10 Schachteln Tannenbaumlichter, 3 runde Decken und 1 Streichholzhalter, 1 Paket mit Nadeln, 3 Rollen Zwirn und 1 Stück Gaze.

Der Betrieb der Straßbahn wird Eises halber bis auf weiteres durch den Dampfer „Siedenia“ unterhalten. Die Straßbahn ist passierbar in der Zeit von 5 1/2 Uhr bis 8 1/2 Uhr vormittags, von 11 Uhr vormittags bis 2 Uhr nachmittags und von 1 Uhr nachmittags bis 7 Uhr abends.

Stadttheater. Aus dem Theaterbureau schreibt man: Das bereits angekündigte Gastspiel von Signorina Franceschini Breossi findet Freitag statt, die Künstlerin singt die Violetta in Verdis Oper „Traviata“. Die Vorstellung findet außer Abonnement statt. Sonnabend geht als 5. Schüler-Klassiker-Vorstellung „Othello“ von Shakespeare in Szene. Schülerbillets à 50 Pf. für alle Plätze des Theaters sind bereits im Vorverkauf zu haben. Eine einmalige Fremden-Doppel-Vorstellung findet Sonntag, den 7. Januar statt; dieselbe beginnt bereits um 5 1/2 Uhr. Zur Aufzählung gelangt zuerst die große phantastische dreitägige Oper von Offenbach „Hoffmanns Erzählungen“, hierauf das beliebte fünfaktige Lustspiel von Meyer-Hörler „Alt-Heidelberg“.

Travertine. Tot aufgefunden wurde an dem Probieren Wege am Sonnabend ein dem Arbeiterstande angehöriger Mann; er war erfroren.

Kleine Chronik der Nachbargebiete. Laut amtlicher Meldung sind die Dampferfahrten zwischen Hoyerfleuse und Sult, sowie zwischen Scherzereid und Roem Eises wegen eingestellt worden. — Der Dampfer „Dresden“, mit Kohlen unterwegs, ist bei Nordhorn gestrandet. Der Dampfer war von Blyth nach Bremen bestimmt. — Auf der Strecke Gütrow-Schwaan, in der Nähe des Dorfes Wilsdorf, wurde Montagabend gegen 6 Uhr vom Zuge ein unbekannter Mann überfahren. In furchtbar verstümmeltem Zustande, jedoch noch lebend, land ihn der die Strecke abgehende Bahnwärter und veranlaßte durch telegraphisch herbeigerufene Hilfe seine sofortige Ueberführung in das Moskoder Krankenhaus, wo er jedoch bereits seinen schweren Verletzungen erlegen ist.

Hamburg. Das Produkt einer verfehlten Erziehung. Die sechzehnjährige Kontoristin Ulwine Friedländer hatte sich in der vorigen Woche unter der Anklage des Betruges und der Unterschlagung zu verantworten. Die Angeklagte kam vor längerer Zeit von Elmshorn nach Hamburg, angeblich, um hier eine Stellung in einem großen Geschäftshause anzunehmen. In Wirklichkeit war es ihr jedoch nur darum zu tun, die Großstadt Hamburg kennen zu lernen. Sie mietete sich bei ihrer Großmutter, einer Weichwarenhändlerin, ein und unternahm alltäglich Streifzüge in die Stadt, wobei sie in deren „bunteste“ Gegenden geriet. Bald umgab sie ein Haufen von Verehrern und Verehrerinnen, mit denen das leichtsinnige Mädchen Wälle besuchte und Ausflüge machte und denen es große Gastmähler gab. Alle Kosten bezahlte die verschwenderische Entlein, die unter den unglücklichsten Vorspiegelungen vom Sommer 1904 bis zum Herbst 1905 ihrer leichtgläubigen Großmutter nach und nach 12 000 Mk. ihr ganzes Vermögen, ablockte. Die ehrenwerten „Freunde“ hatten sich sogar zu einem Klub zusammengesetzt, der den bezeichnenden Namen „Kavalierklub“ führte. Einige Male hatte dieser Klub in Hamburger öffentlichen Häusern seine „Sitzungen“ abgehalten, wobei der Sitt in Strömen floß. Als das ganze Lüggengemebe zerfiel, wurde die Angeklagte in Haft genommen. Ohne eine Spur von Reue gestand sie ihre gemeine Handlungsweise ein. Die als einzige Zeugin geladene Großmutter machte von dem Rechte der Zeugnisverweigerung Gebrauch und erklärte tränkenden Auges, daß sie den Strafentwurf gegen ihre Entlein zurücksetze. Das Gericht sah sich dadurch genötigt, das Verfahren einzustellen und die Angeklagte aus der Haft zu entlassen. Der Vorsitzende, Landgerichtsdirektor Dr. Ewald, verkündete diesen Beschluß jedoch mit der ausdrücklichen Mahnung an die Angeklagte, daß sie das nur der unbegreiflichen Wildheit und Liebe der von ihr so raffiniert betrogenen Großmutter zu danken habe. Das Gericht hätte sie sicher zu einer mehrjährigen Gefängnisstrafe verurteilt. Diese Worte machten jedoch auf die Angeklagte nicht den geringsten Eindruck; lächelnd verließ sie den Gerichtssaal.

Altona. Uebermals ein „Streitvergehen“ vor dem Kriegsgesicht. Vor dem Kriegsgesicht der 18. Division (Altona) hatte sich am Sonnabend ein Musikföhrer Thiene von der 1. Kompanie des Regiments „Hamburg“ wegen Beleidigung und Nötigung zu verantworten. Der Angeklagte, der am 1. Oktober v. J. zum Militär eingezogen worden ist, hatte sich im Frühjahr am Streit der Dramenarbeiter beteiligt. Am 28. Juli, kurz nach Beendigung des Streiks, der für die Arbeiter resultatlos verlief, besuchte er mit einem Freunde einen Arbeitsplatz, wo außer Reuten, die sich am Streit beteiligt hatten, sich auch einige Arbeitswillige befanden. Diese sollen die beiden Besucher fingen begrüßt haben: „O, Heidelberg, du seine“. Ferner soll der Angeklagte einige Schimpfworte gebraucht und zu den Verhandlungskollegen auf dem Arbeitsplatze gesagt haben: „Wenn ich noch hier wäre, beständen sich diese (auf die Arbeitswilligen zeigend) nicht hier“. Darin wird die Nötigung erblickt. Der Vertreter der Anklage meinte, in diesem Falle müsse scharf ausgeführt werden. Gegen die verheerende Tätigkeit der unter dem sozialdemokratischen Einfluß stehenden Fachvereine und Gewerkschaften biete das Gesetz durchaus keinen Schutz. Deshalb müßten alle Mittel angewendet werden, um den Arbeitswilligen Schutz zu gewähren, denn es sei sehr schwer für die Arbeiter, sich vor der Drangsalierung der organisierten Arbeiter zu schützen. Der Ankläger beantragte drei Wochen Gefängnis. Das Kriegsgesicht schloß sich den Ansichten des Anklägers an und erkannte auf das beantragte Strafmaß.

Neumünster. Eine Riesensammlung, wie die Parteigeschichte in Neumünster sie nicht aufweisen kann, tagte am Donnerstag im „Konventgarten“. 2000 Personen füllten den Saal, hunderte mußten umkehren, weil sie keinen Einlaß mehr finden konnten, da der Saal gefüllt war. Nur mühsam vermochte man sich durch die Menge hindurchzudrängen. Genosse E. Adler-Kiel war erschienen, um über „Das freie Wort“ zu reden. Den Grund, weshalb dieses Thema gewählt war, brauchen wir nicht erst zu nennen, da die ungeleglichen Aufstellungen der vorhergegangenen Versammlungen bekannt sind. Die Polizeibehörde hatte es wieder nicht unterlassen können, eine Anzahl Beamte im Garten zu postieren.



## Seine Geschichte.

Es ist in der Dämmerstunde. Ein leichter Schnee rieselt nieder. Durch eine von der Hauptstraße abzweigende Gasse taumelt ein Mensch. Er stolpert, bleibt liegen. — Wenige Schritte weiter flutet ein breiter Strom Menschen vorbei. Glückliche Menschen, Interessierte, auch Traurige und Unglückliche. Kaum ein Wesen ist unter der Schär, das sich nicht in Gedanken mit dem bevorstehenden Weihnachtsfest beschäftigt. Gedanken an die Freude, die man mit Geschenken bereiten wird, bewegen das Gemüt. Mancher wiegt sich in lässigen Hoffnungen, viele wandern lugen aus nach Belieben und Schmutz. — Andere schweben in Hoffnung und Pein: wird's Christkind das Gewünschte beschicken? Viele, sehr viele sind betäubt, sie haben nichts zu erhoffen, sie können nichts erwarten. — Alle hasten sie vorbei.

— — — Eadlich haben ein paar neugierige Augen die menschliche Gestalt am Boden entdeckt. Ein Waise hebt stehen. Bald sind es zwei, drei. . . Männer, Frauen, Damen, geschleierte Herren und Kinder, alles schaut hin, hält an in der geschäftigen Gasse. Berlin gafft ja so gern! —

Aus der Menge fallen bald verächtliche, bössliche Bemerkungen. Ein Weintrunkener! Einige „bessere“ Dämchen und Herrchen mit Konditorerbschaften sind entsetzt. . . . Wohlwändig betrunkener. . . . Pfui! Ein junger Mensch macht einen rohen Witz. Alles lacht! Die Entschlafenen am aller-lebsten.

Ein Schutzmann erscheint. . . . Er requiriert eine Karre. Der Weintrunkene wird aufgehoben — auf die Karre geworfen. Er ist ein Krüppel, der rechte Arm fehlt. Und er ist ein rechter Trunkenbold. Das ganze Aussehen, verwildert, verkommen — ein Alkoholiker.

„Fritz Heil“, sagt mit einer bezeichnenden Betonung der Schutzmann. . . . Fritz Heil war eine stadtbekannt Persönlichkeit. Er hatte eine Geschichte. Eine kurze Geschichte, und doch ein — Drama!

Vor 20 Jahren war Fritz Heil einer der geschicktesten Mechaniker in der Stadt. Sein Chef, Besitzer einer kleinen Werkstatt, setzte große Hoffnungen auf seinen Mechaniker. „Fritz wird mich hochbringen!“ So empfand der Chef und richtete danach sein Verhalten ein. Auch Erika, die Tochter des Hauses, sonst gerade nicht sehr lebenswürdig zu „Untergebenen“, war freundlich zu Fritz. Und er vergütete sie!

Seit mehreren Monaten arbeitete er an der Konstruktion eines ganz neuen Regulators für Kraftmaschinen. Das Werk, das großen Gewinn versprach, war vollendet. Er rabe am Tage vor Weihnachten wollte er seinem Chef den Regulator in Eilfertigkeit vorführen. . . .

Wenn das Werk den Erwartungen entsprach, dann werde es Weihnachten eine Verlobung im Hause geben. . . . Der Chef hatte es Fritz mit bezeichnendem Lächeln angedeutet. Wie stolz er war, wie glücklich! . . .

Die Stunde der Probe kam. Fritz hatte selbst alles in Ordnung gebracht. Er setzte die Maschine in Bewegung. Der Regulator arbeitete vorzüglich. Der Chef hoch befriedigt, kalkulierte den Gewinn. . . . Ein wertvolles Patent und den Zehner als Tochterlohn und Kompagnon. . . .

Da ein Ausschrei! Fritz war im Eifer und Geschäftigkeit, einem Getriebe zu nahe gekommen. Dieses hatte seine Hand erfasst, sie jermalmte, den Arm nachgezogen und mehrmals gebrochen. Mit dem Kopf war Fritz dabei gegen einen Ständer gestaubert. Eine Gehirnverletzung war die Folge. . . .

Am Boden lag der blutige, leblose Körper. . . . Fritz wurde ins Spital gebracht. — Viele Monate kämpfte er mit dem Tode. . . . Eadlich entließ man ihn, als Bettler, als Krüppel. Niemand hatte sich um den Verwundeten gekümmert, auch Erika nicht. Und nun wies man ihn stolz aus dem

Hause. Der Chef hatte das Patent für sich angemeldet — er war reich geworden und Erika an einen Millionär verheiratet.

Als Leiter eines Unternehmens, als Direktor, oder, hätten ihm Geldmittel zur Verfügung gestanden, als Unternehmer, als Lehrer, vieles würde Fritz noch geleistet haben. Ueberall, bald mit bebauerlichem, mitleidigem Lächeln, bald grob wurde Fritz mit seinen Ansprüchen an die Erfindung abgewiesen. . . . Die Gehirnverletzung hatte nur noch Nachwirkungen! . . .

Fritz verzweifelte und hungerte! Eine mitleidige Seele reichte ihm Schnaps. Das betäubte, lüschte den Magen. In aller Deute Mund war der Reichthum seines Chefs, das Glück Eriksens. Er sah sie in seiner Equipage, mit Brillanten geschmückt, durch die Stadt fahren. . . . Dünnsichtige Wut waltete in ihm auf. . . . Er suchte Vergessen, er suchte Sättigung! Schnaps war der Retter — und blieb es. . . .

So wurde Fritz Heil ein notorischer Trunkenbold, eine Spottgestalt. Und die Schuldigen entließen sich über den Verlorenen! . . .

## Soziales und Parteileben.

Der Arbeiterbewegung den Rücken gekehrt. Der Verbandsvorsitzende des Verbandes der Staats- und Gemeindegewerbetreibenden Boersch hat sein Amt niedergelegt und seine Stellung als Verbandsbeamter gekündigt. Diese Kündigung ist angenommen worden und seinem Wunsche, sofort entlassen zu werden, wurde entsprochen. Boersch ist zurückgetreten, weil er in einer ganzen Reihe von Fragen andere Ansichten vertrat, als wie sie mit der modernen Gewerkschaftsbewegung in Einklang zu bringen sind. Boersch, der seit Gründung des Gemeindegewerbetreibenden Mitgliedsverbandes war, tritt aus demselben aus, um in die Redaktion der „Wirtschaftlichen Abendpost“ einzutreten, wo er „für eine einheitliche deutsche Gewerkschaftsbewegung, unabhängig von jeder politischen Partei“, wirken will. Das hätte er im Rahmen der modernen Gewerkschaftsbewegung vollaus tun können; für eine Hyperneutralität, die angeblich jede Berührung mit politischen Dingen vermeiden möchte, ist in ihr allerdings kein Raum. Auch Bruno Boersch wird bald genug einsehen, daß die „Wirtschaftliche Abendpost“ ihn nur als Koffer benutzen will, um die Arbeiter für die bürgerlichen Parteien einzufangen.

Das vierzigjährige Bestehen des Tabakarbeiterverbandes wird vom „Tabakarbeiter“ in einem: „Vierzig Jahre Kampf“ überschriebenen Artikel gefeiert. Die im Dezember 1866 gegründete Zigarrenarbeiterorganisation war die erste gewerkschaftliche Zentralorganisation in Deutschland. Es dürfte kaum eine Gewerkschaft geben, worin sich der vierzigjährige Kampf der deutschen Arbeiterbewegung im allgemeinen so widerspiegelt, wie in der Zigarrenarbeiterorganisation. Der anfangs schnelle Aufschwung der Organisation wurde durch den Streik der Kasseler und Eisenacher, der in die Gewerkschaft übergriff, nicht nur aufgehalten, sondern er drohte die Gewerkschaft fast zu zerrütten. War dies für die Gewerkschaft ein vorübergehender Nachteil, so wurde er für die Allgemeinbewegung zum Vorteil dadurch, daß die später eingetretene Einigung auch auf die Einigung der politischen Richtungen stark einwirkte. Auch die Wirtschaftspolitik der deutschen Regierung hat neben der politischen Unterdrückung die Zigarrenarbeiter mehr als jede andere Industriezweige geschädigt. Bei der Einführung der Zollpolitik im Jahre 1879 war der Tabak eines der ersten Steuerobjekte. Der dadurch verringerte Konsum hat die Tabakindustrie in eine schwere Lage versetzt. 15 000 Arbeiter der Tabakindustrie wurden damals brotlos. Daß solche Faktoren dem Fortschritte der Organisation unendliche Schwierigkeiten bereiten, ist klar. Hinzu kommt nun aber, daß in der Tabakindustrie die Heimarbeit dominiert. Frauen- und Kinderarbeit vorherrschend sind. Trotz aller dieser Schwierigkeiten hat sich die Organisation entwickelt und blüht

heute auf eine Mitgliederzahl von 25 000, wovon die Hälfte weibliche sind. Ein neuer Schlag droht der Arbeiterchaft dieser Industrie jetzt wieder durch die neue Tabaksteuer. So müssen die Tabakarbeiter den Kampf ununterbrochen auf gewerkschaftlichem und politischem Gebiete führen, ob sie wollen oder nicht. Bei ihnen kann daher auch die rückständige Auffassung von der Marginaltheorie nie aufkommen. Gerade diese Umstände mögen auch wesentlich dazu beigetragen haben und noch dazu beitragen, daß aus dem Reigen der Tabakarbeiter so viele hervorragende politische tätige Genossen hervorgehen.

Die legitimen Industriellen. Die organisierten Metallarbeiter in Halle a. S. verlangten jüngst eine Teuerungszulage. Der Vorstand der Metallindustriellen lehnte die Forderung mit dem Hinweis ab, er erkenne den Metallarbeiterverband nicht als die legitime Vertretung der Metallarbeiter an. Wie es nun die „legitimen“ Industriellen treiben, geht aus folgendem Zirkular hervor, das durch einen Zufall in die Hände der Metallarbeiter geriet:

„Mitteldeutsch-sächsischer Gruppe des Vereins deutscher Eisenindustriellen.“  
15. Dezember 1905.

Unter Hinweis auf die weiter fortschreitende Verteuerung aller Rohstoffe sehen wir uns gedrängt, eine vom 1. Januar 1906 ab geltende Erhöhung unserer Verkaufspreise anzugeben. Es werden die bisherigen Preise für Braugut, Maschinenöl, Maschinenöl, sowie für sämtliche Handlungsgüter um 1 Mark pro 100 Mark erhöht werden. Für die Verkaufspreise tritt gleichfalls ein Aufschlag ein. — (Folgen die Unterschriften von 20 Firmeninhabern, von denen mehrere, was extra hervorgehoben wird, nicht Mitglieder des Industriellen Verbandes sind.)

Die organisierten Industriellen nehmen sich das Recht heraus, namens der nichtorganisierten, allerdings mit deren Einverständnis, Preisauflagen einfach anzugeben; tun aber die organisierten Metallarbeiter das Gleiche, so sind sie „nicht legitim“. — Ja, wenn zwei dasselbe tun! — Als die städtischen Arbeiter jüngst im Stadtkonventionen-Kollegium laut Petition eine Teuerungszulage forderten, versicherte Bürgermeister v. Holz, selbstverständlich mit warmem Herzen sein „Wohlwollen“, er erklärte aber dann, daß der Magistrat die Petition „leider“ nicht berücksichtigen könne, da Teuerungen vorübergehende Erscheinungen wären. — Vielleicht sind die Eisenindustriellen, allerdings nur in Beziehung auf die Metallarbeiter, der gleichen Ansicht.

„Machen Sie sich von der Partei frei!“ Also hat Herr Dr. Freund, der Vorsitzende der Landesversicherungsanstalt Berlin, zur großen Freude unseres Amtsblattes, den Arbeitervertretern im Vorstand der Anstalt geraten, als sie sich zu fragen erlaubten, weshalb der Vorstand plötzlich die Hypothek, die er beim Bau des Berliner Gewerkschaftshauses für billigen Zinsfuß gegeben hatte, wieder zurückgezogen hat. Nach einigen Winkelzügen wurde Herr Freund sehr deutlich. Die Gewerkschaften seien mit der Sozialdemokratie zu eng verbunden. Die Sozialdemokratie diskreditiert die Gewerkschaften; würden sie weiter von ihr abdrücken, so könnten sie sich hoher bürgerlicher Gewerkschaft erfreuen. Also: „Machen Sie sich von der Partei frei!“ Die Arbeitervertreter denken natürlich nicht daran und haben Herrn Freund ein deutliches: Niemals! zu hören gegeben. — Die deutsche Arbeiterschaft müßte veranlagt sein, wenn sie jemals eine andere Antwort auf solche Anfragen geben wollte. Wenn die Herren, die auf solche Waplung spekulieren, sich doch einmal überlegen wollten, zu welcher Partei denn die Gewerkschaftler gehen sollten? Jede bürgerliche Partei wählt beim Kampf zwischen Kapital und Arbeit entweder die Seite des Kapitals oder, was ebenso schlimm ist, der Tapferkeit bifferen Teil, die „Un-

## Der schwarze Hans.

Erzählung von Melchior Meyer.

(4. Fortsetzung)

„Es war um die zweite Stunde. Als Hans die Gasse herunterging, raunte sie mit Holzschellen auf ihn los; aber er hatte sie zu rechter Zeit noch gesehen, er schlang seinen Stock und wie, das Idiot ihr auch denken, es gab Böser im Kopf und Denken; drei von den Burschen hatten bald genug und gingen blutig auf die Seite. Die andern schlugen um so wilder drein; der Hans kriegte seinen Teil auch, das Blut rann ihm übers Gesicht und endlich riß ihm der Weberschurz noch den Stock aus der Hand. Da wär' doch jeder andere verloren gewesen! Aber der Hans, was tut er? Er fährt schnell ein paar Schritte zurück zieht sein Messer, stürzt mit rasender Schnelligkeit auf den Fritz und sticht ihm den rechten Arm mitten durch. Der Fritz tut einen Schrei, läßt den Stock wieder fallen; Hans nimmt ihn und schlägt, bis sie alle havosaulaufen. Dann nimmt er sein Messer vom Boden, fucht's ein, wischt sich das Gesicht mit seinem Saattuch, schüttelt sich und geht weiter, als ob nichts vorgefallen wäre!“

„Das ist aber doch ein verfluchter Kerl!“ rief die Schreinerin.

„Und anhaben,“ bewerkte der Schreiner, „kann man ihm nichts! Er hat sich gewehrt, das kann man niemand verbieten!“

„Natürlich,“ erwiderte Kasper. „Darum hat der Weberschurz auch die Feingabel erfunden. Aber die Geschichte ist jetzt doch rausgekommen. Ich hab's von einem der mit dabei gewesen ist und der am ersten aufgehört hat. weil er nur aus Gefälligkeit mitgegangen ist. Ich hab' ihm aber versprochen müssen, daß ich ihn nicht angeben dürfe!“

Die Hörer saßen da mit Gesichtern, die alle, jedes in

seiner Art, mitten in der Mißbilligung eine eigene, tiefe Zufriedenheit ausdrückten.

Der Hans war ein unheimlicher Mensch; seine Vornehmheit lächelte, seine Anmaßung beleidigte und sein Lebenswandel gab großes Aergernis. Aber er war vom Dorf, er hatte gestiftet über ein halbes Duzend Burschen des andern Dorfes; jeder vom Dorf konnte mit ihm triumphieren! Und so verwochte nun selbst die Schreinerin ihre Genugtuung nicht zu verbergen; und Kathrine sah vor sich hin, bewegt, ernst, mit einem Ausdruck förmlicher Anerkennung im Gesicht.

Das Schweigen, das eingetreten war, unterbrach zuerst Heinrich.

„Es ist merkwürdig,“ sagte er, „wie die Menschen sich eigentlich gleich bleiben! So ist jetzt der Hans von Jugend auf gewesen! Immer hat er getan, was er gewohnt hat, und vor niemand hat er sich geschrämt! Immer und stets ist er gern allein gewesen, und wenn er mit seinen Kameraden zusammengekommen ist, dann hat er sie entweder kommandiert oder er hat sich mit ihnen umgeschlagen!“

Kathrine, wie aus einem Nachdenken erwachend, sagte:

„Ein sonderbarer Mensch!“

Heinrich fuhr fort: „Wie er noch in die Schule ging, sind wir hter zusammengekommen, obwohl er über zwei Jahre älter ist, und wir haben allerlei Sachen miteinander gemacht. Ein Hauptvergnügen von ihm war, die Büben anzuführen, wenn sie „in die Birn“ oder „in die Äpfel gehen“ wollten. Er hat uns da befohlen wie ein General. Die einen mußten mit ihm in den Garten und auf die Bäume steigen, die andern mußten an verschiedenen Stellen Wache halten, und er hat ihnen gesagt, wie sie rasen oder pfeifen sollten, wenn jemand des Weges käme. An Tagen, wo die Leute im Feld waren, ist es uns öfter gelungen, daß wir mit vollen Taschen davongingen, ohne daß einer von uns erwischt worden ist. Und sagen muß ich, was's ist: Hans

machte sich nichts aus der Deute; er warf seine Äpfel, oder was es eben war, meistens einem hin, den er gerade leiden mochte. Aber es freute ihn, wenn recht viel zusammengekommen war und wenn jeder seine Schuldigkeit getan hatte.“

„Sieh, sieh!“ rief hier der Schreiner mit schlauen Augen, „jeht mer! ich, wer mir damals meine Bäume geleert hat! Du, Heinrich, und deine Spießgesellen!“

Der Bursche lächelte wie zu einem Vorwurf, der einem Ehre macht, während die andern ihn vergnügt betrachteten. Nach einer Weile sagte er: „Einmal hab' ich mit dem Hans einen Handel gehabt, der wohl mit dran schuld sein mag, daß er immer etwas gegen mich gehabt hat bis auf den heutigen Tag.“

„Was ist das gewesen?“ rief Kathrine. „Erzähl's uns!“

„Du mußt dir nicht zu viel erwarten,“ entgegnete der Bursch, „es ist eben ein Wubenhandel gewesen; aber man lernt doch den Hans daraus kennen und auch uns andre. Ich hab' schon gesagt: entweder hat der Hans kommandiert oder er hat zugeschlagen! Eine Zeilang hat er's vornehmlich auf drei Bauernshöhne abgesehen gehabt, wovon ich einer war. Wenn er einem von uns ankommen konnte, so gab's was. Das wurde mir denn doch endlich zu arg, und ich beschloß, mich zu rächen. Ich berebete die andern, die ein paar lästige Kerle waren, daß wir ihn zusammen angreifen, niederwerfen und uns an ihm satt schlagen wollten. Eines Abends sollte die Sache vor sich gehen. Wir fanden auf dem Acker bestommen zu einer Zeit, wo der Hans auch gewöhnlich herunterkam, und nicht lange, so sahen wir ihn anrücken. Er hatte einen braungebeizten Stock in der Hand, wir waren ohne Waffen — unvorbereitet begannen wir ihn heranzufordern und ihn zu schimpfen. Er stellte sich hin und rief: „Kommt, wenn ihr Konrage habt! Kommt, ihr elenden Bauernshöhne!“ Dabei suchte er mit seinem Stock, daß es pfiß. Als wir uns bekamen, verhöbnte er uns, und es

